

Ludwig M. Eichinger

## Vom Glück, Regeln zu befolgen – Adelung im Stil des 18. Jahrhunderts

### 1. Adelungs Stellung im 18. Jahrhundert

#### 1.1 In der Reihe der Vorgänger

Johann Christoph Adelungs Werk steht am Ende des 18. Jahrhunderts. Das ist nicht so banal und augenfällig, wie es zunächst scheint. Denn es ist eben nicht nur so, dass Adelungs Werke in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts erscheinen und ihre Wirksamkeit entfalten, auch sein Denken gehört in einem Ausmaß dem 18. Jahrhundert an, wie das bei manch anderen zur gleichen Zeit schreibenden Autoren bei weitem nicht mehr der Fall ist. Er schließt schon optisch gut an die Reihe seiner sprachwissenschaftlichen Vorgänger an, die Zeitgenossen sind schon etwas anders.

Das 18. Jahrhundert beginnt in diesem Sinn mit einem Mann, der sich zu der ausgezeichneten Zitiergröße dieses Jahrhunderts entwickeln wird, Gottfried Wilhelm Leibniz.<sup>1</sup> Leibniz, der zum Vordenker und Vorformulierer der bürgerlich-aufgeklärten Gedanken von der Nützlichkeit des Deutschen werden wird, bemüht sich durchaus noch um eine gesellschaftliche Repräsentation, die ihn in die alten Strukturen eingebettet erscheinen lässt:<sup>2</sup>



Abb. 1: Gottfried Wilhelm Leibniz

<sup>1</sup> Als solche schon dargestellt von Blackall (1966, S. 2-9).

<sup>2</sup> Dass der Habitus in diesem Kontext nichts beliebiges Äußeres ist, zeigt das berühmte Beispiel der deutschsprachigen Gracian-Vorlesung von Thomasius, bei der die Wahl der Kleidung ähnlichen symbolischen Wert hat wie die Sprachwahl (vgl. Schiewe 1996, S. 2-4, 90).

Sein Habitus, die Allonge-Perücke, kennzeichnet ihn als ein Mitglied einer adeligen Gesellschaft. Leibniz schreibt auch Zeit seines Lebens lateinisch und französisch, erst nach seinem Tod werden seine deutschen Schriften erscheinen; so ist er denn noch eingebettet in den von den adeligen Formen geprägten obrigkeitlichen Diskurs und in die wissenschaftliche Welt der internationalen Sprache Latein.<sup>3</sup>

Anders sieht das schon aus, wenn wir uns den einflussreichsten Grammatiker aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ansehen:<sup>4</sup>



Abb. 2: Johann Christoph Gottsched

Schon die Herrichtung, in der uns Johann Christoph Gottsched vom Frontispiz seiner „Sprachkunst“<sup>5</sup> entgegenblickt, zeigt uns einen wesentlich bürgerlicheren Menschen. Durch seine Bildung und seine eigene Tüchtigkeit hat er eine Funktion in der adeligen Gesellschaft gewonnen, die von den Adelligen nicht wahrgenommen werden konnte – nicht zuletzt, weil ihnen die zugrunde liegende Idee der Nützlichkeit fremd blieb. Die gebildete, geregelte Sprache der Vernunft ist es demnach auch, die mit jenem Bild in seiner Sprachkunst korreliert; Spitzenjabot und Weste können immerhin als Zeichen gelesen werden, dass an der Integration in die höfische Welt noch nicht gerüttelt wird – es geht um eine aufgeklärt vernünftige Variante des alten Musters. Schon bald darauf wird die von Gottsched geprägte Sprache Kritiker finden – und auch sein Habitus, man denke für die Sprache an Gotthold Ephraim

<sup>3</sup> Vgl. Schiewe (1996, S. 89; aber auch S. 92, Anm. 26).

<sup>4</sup> Zum sprachwissenschaftlichen Werk Gottscheds siehe Eichinger (1994b).

<sup>5</sup> Gottsched (1748) in der fünften Auflage von 1762.

Lessing, für die Symbolik der Dinge und Handlungen an jene skurrile Szene, als die Johann Wolfgang von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ seinen Besuch bei Gottsched schildert.<sup>6</sup> Nicht nur in ihr erscheinen dessen autoritäre Setzungen als wenig fruchtbringende Beschneidungsarbeiten auf der Basis eines Klassizismus, der zunehmend als aseptisch empfunden wurde. Die Kritiker wollen in eine variabelere und individuellere Welt, die auch sprachlich der neuen, nicht auf Herkunft fußenden Identität Rechnung trägt. Um die Contrebande dieser Botschaft in die ja noch ganz aristokratisch bestimmten Staaten einbringen zu können, wird sie an Textsorten vorgeführt und ausgebildet, welche Privatheit vorspiegeln. Privatheit ist der Garant für unnormierte Natürlichkeit und für Lizenzen in Form und Inhalt, die in geformteren Texten Anstoß erregt hätten – Dialoge und Brief sind so der Experimentierplatz für das eigentlich bürgerliche Reden.<sup>7</sup>

Damit ist es nicht zufällig, dass einer der ersten und wichtigsten, da ihm freundlich verbundenen Kritiker des Gottschedschen Klassizismus, Christian Fürchtegott Gellert, sich mit seinen Anmerkungen und Beispielen zum Briefschreiben profiliert.<sup>8</sup>



Abb. 3: Christian Fürchtegott Gellert

Die Einfachheit und die christliche Redlichkeit seines Habitus wie seines Schreibens waren zunächst bewundertes Muster, wie in der späteren Weiterentwicklung Gegenstand des Spottes.<sup>9</sup> Auch hiervon unterrichtet uns Goethe in den Partien von „Dichtung und Wahrheit“, in denen er von der Zeit seiner Erziehung und Bildung in Leipzig schreibt.<sup>10</sup>

<sup>6</sup> Goethe (1889, S. 86f.).

<sup>7</sup> Vgl. dazu Eichinger (1990).

<sup>8</sup> Siehe Gellert (1751, S. 4).

<sup>9</sup> Zur „empfindsamen“ Wende, die Gellert im sprachwissenschaftlichen Aufklärungsdiskurs darstellt, siehe Gerken (1990, S. 132ff.).

<sup>10</sup> Goethe (1889, S. 65-67 und 88ff.).

Die deutsche Sprachwissenschaft – und die deutsche Sprache – hatten das Glück, dass sich dann zum Ende des Jahrhunderts hin mit Johann Christoph Adelung ein Wissenschaftler fand, der es verstand, alle die geschilderten Entwicklungen und getroffenen Festlegungen zusammenzufassen und in eine sinnvolle Ordnung zu bringen. Und das in einer Weise, dass sich die bildungsbürgerlichen Schreiber dieser Zeit in seinen Darstellungen und Vorgaben im Wesentlichen wiederfinden konnten. Von dieser Schicht wurde ja die sprachliche Fortentwicklung getragen. Was Adelung auf der Ebene der Grammatik, der Stilistik und nicht zuletzt des Wortschatzes beschreibt, gibt die Basis für eine zeitgemäße Schriftlichkeit ab, in der die Vorzüge von Gottscheds Klassizismus und der Gellert'schen Empfindsamkeit Eingang gefunden haben, aber deutlich in Richtung auf eine Schriftlichkeit überschritten werden, die dem literarischen, dem alltäglichen und nicht zuletzt dem wissenschaftlichen Schreiben neue Möglichkeiten eröffnen sollte.



Abb. 4: Johann Christoph Adelung

Adelung ist ein außerordentlich prosaischer Zeitgenosse von Klopstock und Wieland,<sup>11</sup> ganz zu schweigen der Klassiker – nicht umsonst ist eine der Xenien auf ihn gezielt.<sup>12</sup> Seine Arbeiten aber werden alle benutzen, seine Regelmäßigkeit jedoch wird ihnen zum Spott dienen, da sie sich einer Gesellschaft autonomer, vernünftiger, sich selbst regulierender Individuen verpflichtet fühlen. Sie werden in Kleidung und Sprache einer gelassenen Natürlichkeit das Wort reden.

Für diese Stufe, deren Banalisierung wir dann im 19. Jahrhundert erleben werden, steht das Bild von Carl Philipp Moritz, das uns einen schlicht frisierten jüngeren Mann mit offenem Kragen zeigt.

<sup>11</sup> Vgl. Naumann (1992).

<sup>12</sup> Elbe. / All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch. Unter den Flüssen / Deutschlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch.

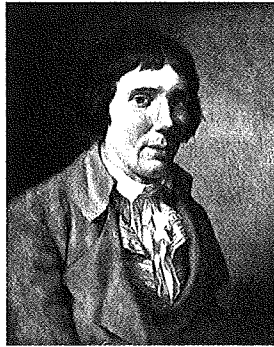


Abb. 5: Carl Philipp Moritz

Mit ihm befinden wir uns an jener Schwelle, wo in deutschen Landen der Reformabsolutismus, wie ihn die Staatslehrer des Heiligen Römischen Reiches im Kameralismus vertreten hatten, langsam aber sicher durch die Gegenutopie einer bürgerlichen Gesellschaft verdrängt wurde.<sup>13</sup> Zu ihren tragenden Ideen gehört das autonome Verfügen über die Muttersprache in allen möglichen Bereichen und zu allen möglichen Zwecken.

## 1.2 Adelung und der Denkstil einer praktischen Aufklärung

### 1.2.1 Liebe: ein gesellschaftlich-lexikographisches Beispiel

Das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts ist in herausragender Weise von einer Überlagerung von konkurrierenden Denkstilen gekennzeichnet.<sup>14</sup> Als Adelung stirbt, ist zumindest in der Sprachwissenschaft das 18. Jahrhundert mit seiner Bemühung um Ausgestaltung und Durchsetzung einer deutschen Bildungsschrift-Sprache einigermaßen vorbei. Ganz zu Ende ist fast nie etwas, aber so erscheinen die Spuren von Gedanken und Konzeptionen des 18. Jahrhunderts, die sich noch finden, irgendwie merkwürdig. Schon Joachim Heinrich Campe mit seinem unmittelbar nach Adelungs Tod erschienenen Wörterbuch (1807-1811) wirkt merkwürdig verloren zwischen den Weltbürgern der Klassik, den nationalidealistischen Frühromantikern und den nationalen Raubeinen vom Schlage eines Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn.<sup>15</sup> Und auch der durchaus aufklärerische, dem Volke zugeneigte Impetus der frühen Dialekto-

<sup>13</sup> Vgl. Eichinger (1991, S. 58-61) zu Friedrich Karl von Moser und Johann Heinrich Gottlob von Justi.

<sup>14</sup> Diese Konzeption, die von Ludwik Fleck entwickelt wurde, erscheint variabler als die Vorstellung vom „Paradigmenwechsel“ (Fleck 1980); siehe auch Eichinger (1996a, S. 208-210).

<sup>15</sup> Vgl. etwa Bahner/Neumann (Hg.) (1985, S. 81ff.).

logie eines Johann Andreas Schmeller wird schnell von einer romantischen Neigung zur historischen und natürlichen Idealisierung aufgesogen.<sup>16</sup> Und wenn man sich etwa Campes, des unmittelbaren Nachfolgers Adelungs, Wörterbucheinträge etwas genauer ansieht, hat er sich doch sehr an die romantische Welt angepasst. Ein gutes Beispiel dafür ist der Eintrag für Liebe, „Liebe als Technik“ gegen „Liebe als Passion“ könnte man in grober Anzitation eines Luhmann'schen Titels die beiden Einträge gegenüberstellen. An den zentralen Punkten der jeweiligen Beschreibung lässt sich das schön zeigen:

### Stichwort *Liebe*

Adelung (1796)

1) *In der weitesten Bedeutung, der Gemüthsstand, da man sich an dem Genusse oder Besitze einer Sache vergnügt.* Die Liebe zum Weine, zum Gelde, zur Wahrheit, zur Freyheit u.s.f. Lust und Liebe zu einem Dinge u.s.f.

2) *In etwas engerer Bedeutung ist es der Gemüthsstand, da man sich an jemandes Wohlfahrt vergnügt und selbige auf das möglichste zu befördern sucht.* Eine reine, unschuldige Liebe. Die unerlaubte, eigennützige Liebe. *Die blinde Liebe, welche bloß aus einem natürlichen Triebe entstehet, aber doch die Neigung nicht nach den Graden der Beschaffenheit des Gegenstandes abmisst.* Die eheliche Liebe. Die Liebe Gottes, so wohl, welche Gott gegen seine Geschöpfe heget, als auch die Liebe der Menschen gegen Gott, [...] Thun sie mir die Liebe und sagen es nicht. Etwas aus Liebe thun, im Gegensatz dessen, was aus Zwang geschieht. Thun sie es mir zu Liebe, aus Liebe zu mir. Werden sie mir zur (zu) Liebe munter, Gell.

Campe (1807-1811)

*Überhaupt der Zustand des Gemüths, da man inniges Wohlgefallen an einer Sache hat, sich am Besitz oder Genuß derselben vergnügt.* Die Liebe zur Freiheit, zur Wahrheit, zum Leben, zum Weine, zum Gelde etc. Lust und Liebe zu einem Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe. [...]

*Besonders das innige Wohlgefallen an einer Person, die große Zuneigung zu derselben, verbunden mit freudigem Bestreben derselben wohl zu thun.* Liebe zu jemand zu haben, tragen, zeigen. So Menschenliebe. Liebe erwecken, erregen. Zur Liebe reizen. Für die Liebe empfänglich sein. Etwas aus Liebe zu jemand thun, darum weil man ihn liebt. Thun sie es mir zu Liebe, aus Liebe zu mir. „Werden sie mir zur (zu) Liebe munter.“ Gellert. [...]

<sup>16</sup> Diese Wende ist in verschiedenen Beiträgen in Eichinger/Naumann (Hg.) (1988) dokumentiert.

3) In der engsten Bedeutung ist es die Leidenschaft, oder das zu einer Fertigkeit gewordene Verlangen nach dem Besitze oder Genusse einer Person andern Geschlechtes, da sie denn so wohl rechtmäßig und geordnet, als unrechtmäßig und ungeordnet seyn kann. Liebe gegen eine Person empfinden. Die Liebe erlischt, so bald man aufhört zu hoffen und zu fürchten.

In engerer Bedeutung bezeichnet Liebe das innige Wohlgefallen an einer Person anders Geschlechtes, der Wunsch mit ihr zu leben, verbunden mit dem freudigen Bestreben, ihre Zufriedenheit und ihre Wohlfahrt zu befördern und alles Unangenehme zu entfernen oder zu vermindern; auch die Minne. G. d. Liebe gegen eine Person empfinden. In Liebe entbrennen, von einer heftigen Liebe hingerissen werden. Vor Liebe brennen, eine große leidenschaftliche Liebe empfinden. Eine innige, feurige, brennende Liebe. Eine zarte, hohe, edle Liebe. *Sinnliche Liebe, die nur in sinnlichem Wohlgefallen besteht und mit der Begier und dem Streben nach sinnlichem Genusse verbunden ist.*

Adelungs Unterpunkt 1) ist durchaus jener der Beziehung zu etwas Angenehmen: man liebt, was einem Freude und Genuss verspricht. Der eigene Nutzen steht dabei gut aufklärerisch-bürgerlich im Vordergrund. Sein Punkt 2) verbindet den **caritas**- und **amicitia**-Aspekt aller europäischen Liebeskonzeptionen und stellt ihnen den **eros**-Aspekt als Punkt 3) gegenüber, wobei ihm die Rechtmäßigkeit dieser Neigung demgegenüber sekundär erscheint.<sup>17</sup> Dafür wird unter 2) die Liebe begründet mit der „Geeignetheit“, der Würdigkeit des Objekts der Liebe. Bemerkenswert ist hierbei insbesondere, dass als kritikwürdiger Fall gerade die blinde Liebe genannt wird, die zugunsten einer Art animalischer Natürlichkeit auf diesen gesellschaftlichen Konsens verzichtet. Mit diesen Bewertungen steht die Adelung'sche Beschreibung fest in der aufklärerischen Tradition des 18. Jahrhunderts.

Demgegenüber ist es das reine Wohlgefallen (ohne die Frage, ob es dazu objektive Eigenschaften als Grundlage braucht), was bei Campe die Liebe bestimmt; bei der Liebe zu Personen wird der Aspekt der **caritas** hinzugefügt. Wo die Liebe zum anderen Geschlecht eingeführt wird, heißt es als erstes, Liebe bezeichne den Wunsch, mit dieser Person gemeinsam zu leben.

<sup>17</sup> Zu diesen Teilbedeutungen vgl. Ritter/Gründer/Gabriel (1980), s.v. *Liebe*; zu ihrem Widerstreiten z.B. Praz (1988, S. 21ff.).

Die sinnliche Liebe wird demgegenüber abgewertet. Und das, wiewohl das Brennen der Leidenschaft, die intensive Empfindung der Liebe, in den Belegen als zentrales Element auftaucht. Den Unterschied zu Adelung belegt auch die Richtung der Kritik: „Sinnliche Liebe, die nur in sinnlichem Wohlgefallen besteht und mit der Begier und dem Streben nach sinnlichem Genuße verbunden ist.“ Die Richtung der Bedeutungsentwicklung, so wie sie uns die beiden Wörterbücher dokumentieren, führt dahin, dass es keine Gründe für das Wohlgefallen, also für die Liebe, mehr geben muss. – Das ist der Beginn des 19. Jahrhunderts.<sup>18</sup>

### 1.2.2 Vom Schlagen geschlagener Schlachten

Dass hier Adelung als ein Vertreter einer pragmatischen Aufklärung erscheint, damit im Vergleich zu Campe geradezu als Erotiker, wirkt allerdings einigermaßen paradox, wenn man sich diesen alten Hagestolz vor Augen hält, von dem die *Biographie universelle* zu vermelden weiß, sein Schreibtisch sei seine Frau gewesen und seine siebzig Bücher seine Kinder,<sup>19</sup> jedoch erscheint auch sonst gelegentlich bei ihm der galante Geist der Zeit, nicht zuletzt, wenn er die Ebene der sprachwissenschaftlichen Diskussion im engeren Sinn verlässt, so etwa in der polemischen Auseinandersetzung mit anders gearteten Meinungen zur Charakteristik des Hochdeutschen.<sup>20</sup> So führt er im „Umständlichen Lehrgebäude“ von 1782 aus:<sup>21</sup>

Die verblühete ältere Schwester sahe von Anfang an scheel dazu, beneidete die jüngere wegen ihrer Reitze, und suchte sie aus Verzweiflung durch den Vorwurf der Ketzerey verhasst zu machen. In guten Stunden vergaß sie zwar diese Grille, und fing so gar an, sich nach ihr zu bilden; allein die böse Laune stellte sich bald wieder ein, und dann behauptete sie wohl in allem Ernste, dass ihre Runzeln, ihre steifen und stolzen Blicke und ihre Archaismen regelmäßiger wären, als die sanften Reitze des jungen gefälligen Mädchens. Mit unter schrie sie auch über Despotismus und Tyranney, obgleich das gute Mädchen nichts weniger als despotisch war, und nur der ältern Schwester, wenn ihr die Coquetterie ihrer jüngern Jahre ankam, zuweilen den Spiegel vorhielt, und sie an ihre Falten und verblüheten Reitze erinnerte. (Adelung 1782, S. 82f.)

<sup>18</sup> Mit sehr komplizierten Folgen; siehe Luhmann (1982, S. 173ff.).

<sup>19</sup> Zu dieser und weiteren Einzelheiten aus Adelungs Leben vgl. Naumann (1992).

<sup>20</sup> Dazu in – etwas vergrößerter – Kurzfassung Gardt (1999, S. 188).

<sup>21</sup> Zu ähnlichen Verbildlichungen in Klopstocks Grammatischen Gesprächen vgl. Eichinger (1990).



Man kann in der verrunzelten älteren Schwester durchaus eine Schriftsprachlichkeit süddeutscher Tradition gespiegelt sehen, die er allerdings 1782 auf grammatischem Gebiet einigermaßen verspätet bekämpft, die Auseinandersetzung war wahrlich schon beendet, und so scheint uns Adelungs Blick hier fast schon anachronistisch; 1782 war eben auch der Blick- und Fixpunkt Leipzig auch nicht mehr das, was er einmal gewesen war. Die Frage der grammatischen Ausgestaltung wurde so weitgehend als erledigt angesehen, dass Klopstock in den „Grammatischen Gesprächen“, die einen Teil seiner „Gelehrtenrepublik“ bilden, die „Grammatik“ bei den generellen Gesprächen über den Wert des Deutschen heimschicken lässt und sie nur beizieht, wenn irgendwelche Einzelfragen zu behandeln sind.<sup>22</sup>

### 1.2.3 Die letzten Dilettanten

Dass Klopstock die Grammatik heimschickt, wird manchen weniger verwundern als der Tatbestand selber, dass sich ein Dichter – und noch dazu solch ein hymnischer Dichter – mit Grammatik beschäftigt. In gewisser Weise lässt sich das Wort, das jemand einmal auf das 16. Jahrhundert geprägt hat, dass nämlich jeder, der sonst nichts zu tun gehabt habe, eine Orthographielehre geschrieben habe, für die Zeit etwa zwischen 1750 und 1780 analog auf grammatische Abhandlungen anwenden.<sup>23</sup> Diese Neigung fand verschiedene Foren: allerorten entstanden größere und kleinere Akademien, etwa auch in der Pfalz, in der sich Johann Jacob Hemmer als ordentlicher Grammatiker und letztlich tollkühner Orthographiereformer hervortat,<sup>24</sup> deutsche Gesellschaften nach dem Mencke'schen<sup>25</sup> und Gottsched'schen Muster und eine anschwellende, wenn auch häufig sehr kurzfristige Zeitschriftenliteratur taten ein Übriges. Und so konnte fast jeder, der seine Stimme erhob, damit rechnen, zumindest gedruckt, wenn schon nicht gelesen zu werden. Der Meinungen waren viele und vielfältige; dass dabei dominant Lehrer und Pfarrer – häufig in Personalunion – eine Rolle spielen, vermag nicht zu verwundern. Welche Wege dabei die Wertschätzung im Einzelnen geht, ist nicht leicht zu sehen. So vertreten im „Schwäbischen

---

<sup>22</sup> Eichinger (1989, S. 214; 1990, S. 88-90).

<sup>23</sup> Jellinek (1913-14, S. 245).

<sup>24</sup> Siehe Haller-Wolf (1987).

<sup>25</sup> Johann Burkhard Mencke, Förderer Gottscheds, führte ihn auch in die „Deutschübende poetische Gesellschaft“ ein, die als „Deutsche Gesellschaft“ eine von Gottscheds Haupttätigkeitsfeldern werden sollte.

Magazin von gelehrten Sachen“ Johann Nast und Friedrich Karl Fulda mit Verve den Vorzug einer schwäbischen Form des Hochdeutschen, weil sie dem ältesten Zustand entspreche – was gerade von Fulda mit nicht immer geeigneten etymologischen Belegen unterfüttert wird.<sup>26</sup> Dass das eigentlich ganz entgegen den Intentionen Adelungs gehen musste, hindert nicht, dass Fuldas etymologisches Werk der ersten Auflage des Adelungschen Wörterbuchs aus Verlagsinteressen vorgebunden wurde. Solche Positionen führten zu heftigen Auseinandersetzungen, wiewohl vernünftige Grammatiker wie Karl Friedrich Aichinger (1754) zu solchen Versuchen das Nötige bereits gesagt hatten, wie etwa in der folgenden Kommentierung des Vorschlags, bei flektierten Verbformen in der ersten Person das Personalpronomen wegzulassen:

Die verba finita haben ordentlich die pronomina personae bey sich, als: ich baue, du bauest, er baut, sie baut, wir bauen, es hagelt, es wittert. \*Wer demnach durch Verbeissung des Wörtleins ich eine Schönheit anzubringen meiner: der mag sich auf dem Parnasso Boico immatriculiren lassen. (Aichinger 1754, S. 435)

Neben diesem abstrakteren Diskurs einer bürgerlichen Funktionalelite stehen die dezidiert für die Schulpraxis gedachten Ableitungen aus diesen Überlegungen. Dabei handelt es sich häufig um das Ausbuchstabieren der von Gottsched angelegten Vorgaben, mit mehr oder minder starken eigenen Adaptationen. Um bei den noch zu belehrenden Süddeutschen zu bleiben, wären Autoren wie Balthasar von Antesberg, Franz Joseph Bob, aber letztlich auch Heinrich Braun zu nennen.<sup>27</sup>

Letztlich zeigt sich deutlich, dass insgesamt noch nicht ganz klar ist, wer eigentlich dafür zuständig sein solle, eine Grammatik zu schreiben und bzw. oder zu beurteilen. Hier gibt es zumindest zwei offene Seiten, einerseits über die Prosodie zur Verskunst und damit letztlich zu einem rhetorischen Blick auf den Gegenstandsbereich. So hatte Gottsched seine „Redekunst“ über ein Jahrzehnt früher veröffentlicht, als er seine „Sprachkunst“ erscheinen ließ. Zum anderen fühlten sich die Dichter und Schriftsteller ebenfalls berufen, sich an der grammatischen Diskussion zu beteiligen; das zeigt nicht nur das Beispiel Klopstocks, sondern auch die Einschätzung Gellerts oder auch der

<sup>26</sup> Vgl. dazu die Ausführungen in den entsprechenden Artikeln des Bio-Bibliographischen Handbuchs, d.h. Eichinger (1992a-c, 1994a und b, 1998a und b); dort werden auch die entsprechenden Titel genannt; siehe auch Strohbach (1984, S. 170ff.).

<sup>27</sup> Zu Einzelheiten siehe die entsprechenden Artikel in Brekle et al. (Hg.) (1992-2005).

Tatbestand, dass Lessing eine – äußerst kritische – Rezension der Gottsched'schen Sprachlehre vorlegt, die von wenig sprachwissenschaftlichem Sachverstand getrübt ist.<sup>28</sup>

Zu welcher dieser Gruppen wollen wir Johann Christoph Adelung rechnen, dem nach allerlei Wirrnissen letztlich der Beruf als Bibliothekar das tägliche Brot verdienen half? Es sind jedenfalls die verschiedenen Angehörigen der ein feudales System verwaltenden bürgerlichen Funktionseliten, die einen Teil ihrer Leistung auf die Verbesserung des sprachlichen Zustandes und auf seine Beschreibung verwenden. Der kompilierende Ort der Bibliothek ermöglicht es dann Adelung, seiner Begabung zu frönen, zusammenzufassend zu sehen, was in den Jahrzehnten zuvor geschrieben worden war, einen festen Glauben zu besitzen und von einem einigermaßen gefestigten Gebrauch unter den gebildeten Schreibern ausgehen zu können. Dass daneben die theoretischen Begründungen der gefällten Entscheidungen, deren praktische Plausibilität zumeist außer Frage steht, nicht von der stringentesten Art war, war in der konkreten Situation und dem folgenden Umbruch der wissenschaftlichen Interessen offenbar nicht mehr so sehr von Bedeutung. Adelungs Kenntnisse übernimmt das 19. Jahrhundert, seine Bücher kaum, und wenn, dann kommen eher banalisierende Extrakte von „Schulmännern“ wie der Familie Heinsius<sup>29</sup> auf den Markt. Diese Anwendungsorientierung auf der einen und der Aufschwung der historischen Sprachwissenschaft auf der anderen Seite zeigen eines: Adelung steht am Ende der Phase, in der Liebhaber, Amateure den wissenschaftlichen Diskurs bestimmen, und in gewissem Umfang gehört er auch dazu.

## **2. Stilistik als positiver Kern**

### **2.1 Guter Stil**

Die in zwei Bänden erschienen Stilistik Adelungs ist mit ihrem Erscheinungsjahr 1785 das letzte der großen Werke unseres Autors. Für ihren relativ späten Erscheinungstermin ist sie vergleichsweise konservativ, was heißt, extrem stark von dem klassizistischen Muster der Gottsched'schen Überlegungen geprägt. Was er für eine gute Schreibart hält, unterscheidet sich nicht viel von den Vorgaben Gottscheds.

---

<sup>28</sup> Vgl. Lessing (1759); unter Nutzung einer vorliegenden Besprechung.

<sup>29</sup> Im Gefolge von Otto Friedrich Theodor Heinsius; siehe Eichinger (1996b).

GOTTSCHED gute Schreibart	ADELUNG etwa wie Gottsched	ADELUNG ohne Entsprechung
1. deutlich	4. Klarheit + Deutlichkeit	1. Hochdeutsch
2. artig	5. Angemessenheit +	2. Sprachrichtigkeit
3. ungezwungen	9. Lebhaftigkeit?	3. Reinigkeit
4. vernünftig		10. Einheit
5. natürlich	8. Wohlklang?	
6. edel	7. Würde	
7. wohlgefaßt	6. Präzision	
8. ausführlich		
9. wohlverknüpft		
10. wohlabgetheilet		

Wiewohl an dieser Gegenüberstellung unmittelbar sichtbar wird, dass das Konzept Adeling dem Gottsched'schen System einiges verdankt, ist auch die Weiterentwicklung deutlich. Vor allem manche grammatischen Dinge scheinen im Vergleich zu Gottsched immerhin schon geklärt. Einen wohlverknüpften und wohlabgetheilten Text zu verfassen, scheint Adeling kein Problem mehr zu sein, einen Text also, der den Periodenbau in angemessener Weise beherrscht, ohne in lakonischer Kürze in ein anderes Extrem der Unverständlichkeit zu verfallen. Bemerkenswert ist überhaupt, dass alle auf eine bürgerliche *mediocritas* zielenden Bestimmungen zur sprachlichen Haltung und Form, Vernünftigkeit, Natürlichkeit und Ausführlichkeit offenbar in der als einheitlich empfundenen Erfahrung, Hochdeutsch zu schreiben, verschwinden. Dass sich Adeling in der Charakterisierung dieses Hochdeutschen in unauflösliche definitorische Widersprüche verstrickt, ist nur deshalb weniger wichtig, als im Wesentlichen Konsens über die Form einer angemessenen Schriftsprache besteht. Zu dieser Sicherheit hatte wohl auch beigetragen, dass Adeling mit gutem Griff die Ergebnisse der letzten Jahrzehnte an Sprachforschung zusammenfasst und neu zusammenstellt. So schafft er es, das im Wesentlichen zu umreißen, was für die nächsten Jahrhunderte unter traditioneller Grammatik verstanden werden wird. Dabei ist er teils recht eigenständig, etwa was die Behandlung der Tempora betrifft, teils trifft er strukturell eine gute Wahl, etwa bei der Ansetzung von letztlich vier Kasus (beides übrigens z.B. bei Eichinger präformiert).

## 2.2 Der Spätaufklärer Adelong

Neben einer eher mechanischen Regelmäßigkeit, wie sie aus den verschiedenen praktischen Ausführungen spricht, stehen theoretische Überlegungen, die eigentlich nicht viel damit zu tun haben. Das zeigen sehr deutlich seine Ausführungen zu „Notwendigkeit, Konventionalität und Willkürlichkeit“ sprachlicher Benennungen (Adelong 1785, S. 6f.):

Insofern der Laut, welche zum Zeichen des Dinges und unserer Vorstellung davon dienen sollt, von dem Dinge selbst oder vielmehr von dem Eindrücke desselben auf einen der Sinne, hergenommen ist, in so fern liegt auch in den Worten etwas nothwendiges und wesentliches. So fern aber bey mehrern Eindrücken, welche ein Gegenstand auf die Sinne macht, ein Volk diesen, ein anderes auch einen anderen Eindruck wählen konnte, in so fern ist die Verbindung zwischen Vorstellung und Zeichen gewisser Massen willkürlich, obgleich nicht völlig, weil jedes Volk bey seinen individuellen Umständen nicht leicht einen anderen Ausdruck wählen konnte, sondern den nehmen mußte, welchen es wirklich genommen hat. (Adelong 1785, S. 8f.)

Man findet hier eine Reihe der Fahnenwörter und zentralen Denkmuster spätaufklärerischen Denkens versammelt. Einerseits die nicht der göttlichen Setzung sondern der menschlichen Aktivität zugeschriebene Schaffung der Sprache, wie sie in der deutschen Diskussion durch Johann Gottfried Herder in seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache aus dem Jahr 1772 eingebracht wurde. Zum Zweiten ist zu nennen die Herleitung der sprachlichen Reaktionen von den Sinneseindrücken und den daraus folgenden Vorstellungen, die man auch bei Herder, aber auch in der Schule der französischen Sensualisten unter der Leitung Condillacs finden kann.<sup>30</sup> Zum Dritten betont aufklärerisches Denken, wie es sich etwa in den entsprechenden Abhandlungen in der großen französischen Enzyklopädie zeigt, dass für alle Sprachen gleichförmige Bedingungen gelten, dass sie somit auf universalgrammatische Prinzipien zurückzuführen seien. Die Universalgrammatik hatte bekanntlich von Frankreich ausgehend weite Bereiche des europäischen Sprachdenkens erfasst, auch viele populärere Grammatiken des Deutschen lassen sich universalistisch lesen.

Letztlich findet sich auch der diese Idee konterkarierende Punkt, dass der kulturelle Zusammenhalt, der sich bei den Völkern auch in der gleichen Sprache niederschlägt, bestimmte sprachliche Optionen nahelege, die dann

---

<sup>30</sup> Vgl. dazu z.B. Gardt (1999, S. 176ff. und 226).

sprachspezifisch seien. Inwieweit die jeweilige Wahl etwas über das Volk aussagt, ist zumindest hier nicht Adelungs Thema. Auch diese Idee findet sich aber bekanntlich in der Herder'schen Sprachursprungsschrift, dort gefasst in das Konzept des Volksgeists.

Auf der anderen Seite werden diese scheinbar so abgehobenen Überlegungen durchaus für die binnendeutschen Auseinandersetzungen nutzbar gemacht.

### 2.3 Von rohen und gebildeten Völkern

So stellt er denn auch in der Stilistik unter dem Titel „Roheit der Sprache bei rohen Völkern“ (Adelung 1785, S. 13f.), an einer Stelle, an der er prinzipiell über den Mangel von Abstraktion bei den von ihm so genannten „primitiven Völkern“ räsoniert, fest:

Je weniger aufgeklärt es [das Volk] ist, desto stärker sind bey demselben die untern Kräfte, besonders die Einbildungskraft und die Leidenschaften, und diese drucken dann auch ihr Gepräge der ganzen Sprache auf, die dadurch in diesem Zustande freilich zur Dichtung bequemer ist, als in einem hohen Grade der Kultur. (ebd., S. 13)

Auch diese vielleicht etwas merkwürdig erscheinende Auffassung von Dichtkunst zeigt Adelung einerseits als getreuen Knecht der nützlichkeitsorientierten Aufklärung, die das Überflüssige zu vermeiden sucht, zum anderen ist aber auch hier an die Herder'schen Gedanken zur Volkspoesie zu erinnern. Bei der weiteren Beschreibung dieser rohen Völker und ihrer Sprache findet er übrigens viele Merkmale, die auch der Sprache des Süddeutschen, d.h. den „oberdeutschen Dialekten“, eigen sind.

Mit der Roheit des Geistes ist immer auch eine gewisse Stärke des Leibes und folglich auch der Empfindungs- und Sprach-Organen verbunden. Daher trägt ein solches Volk seine Töne mit einer ihm eigenen Stärke und Härte vor. Daher Häufung der Consonanten, Neigung zu den Gurgeltönen, zu den tiefen Vokalen und Doppellauten. Es setzt Laute zu, und läßt Töne weg, je nach dem die Hitze der Leidenschaft oder der Nachdruck es zu erfordern scheint. (Adelung 1785, S. 14)

Gegenüber solchen gröberen aber ausdrucksfähigen Varietäten habe das Französische mit seiner Verfeinerung übertrieben, denn die Sprache könne auch „so sehr verfeinert, aufgekläret und abgeschliffen werden, dass sie in den Augen eines anderen Volkes alle Kraft und Stärke verlieret“ (Adelung 1785, S. 18).

## 2.4 Geschmack, vielleicht – aber keine Genies

Des Weiteren muss sich Adelong zwischen diesen Extremen auch schon mehr als das noch bei Gottsched notwendig war, mit dem Konzept des Geschmacks, ja des guten Geschmacks, auseinandersetzen.<sup>31</sup> Vor allem in der letztgenannten Fügung wird er ein Hauptbegriff der individuell-bürgerlichen Aufklärung. Für Adelong, der im Sinne eines Klassizismus nach Gottscheds Muster nicht nur an die beschreibbare objektive Existenz des Schönen, sondern auch an seine Lehrbarkeit glaubt, ist der Geschmack nur die Fähigkeit des verfeinerten Menschen, diese Schönheit auch zu empfinden.<sup>32</sup> Was die sprachliche Seite des Problems angeht, so kann man darauf hinweisen, dass Christian Fürchtegott Gellert schon in der Hochzeit Gottschedisch-klassizistischen Denkens seine Abhandlungen über die Verfertigung von Briefen geschrieben hat, deren eine er 1751 als „Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ betitelt. In dieser Abhandlung wird bereits zu dieser Zeit der Wirksamkeit von Regeln beim Schreiben ordentlicher Texte eine Absage erteilt, konkret wird solcherart einerseits der Kanzleistil, andererseits aber ebenso sehr die banale Deutlichkeit, die aus dem aufklärerischen Klassizismus Gottscheds stamme, kritisiert. Es ist die aus der Aufklärung in Deutschland erwachsene Empfindsamkeit, die hier ein erstes Mal, im informalen Reiche des Briefes, ihr Haupt erhebt. Adelong, wiewohl er den Geschmack, wir haben es gezeigt, sensualistisch von der objektiven Existenz des Schönen und seiner Empfindbarkeit herleitet, und ihn damit unter seine Grundbegriffe einführt, kann letztlich so viel Eigenständigkeit und Verzicht auf Einzelregeln nicht gut heißen. So schreibt er denn im dritten Teil von „Über den deutschen Styl“, wo er die „Hilfsmittel der guten Schreibart“ behandelt:

Der Letztere [= der Geschmack; Anm. d. Verf.] ist hier, so wie in dem ganzen Gebiete der schönen und bildenden Künste so nothwendig, daß ohne einen vorzüglich hohen Grad desselben schlechterdings an keinen guten Styl

<sup>31</sup> Vor allem der „gute Geschmack“ ist zweifellos eine der Kernwendungen in einer Zeit, der das Vertrauen in die starren rhetorischen Regeln verloren gegangen ist, ohne dass die Hoffnung auf Lehrbarkeit des „sensiblen“ Menschen aufgegeben würde: „Was zunächst paradox klingt, die Unterweisung zur Natürlichkeit, ist für Gellert kein Widerspruch: er geht davon aus, dass der gute Geschmack durch beständige Übung und Gebrauch so natürlich werde, dass er nicht nur die Schreibart, sondern schließlich auch Gespräche, Handlungen, Denkart und Charakter präge“ (Brückner 2003, S. 41); siehe auch Kaiser (1996).

<sup>32</sup> Adelong zu einem Versöhner der Widersprüche der rationalen mit dem empfindsamen Aufklärung zu machen, wie das ansatzweise in Dengler (2003) geschieht, erscheint etwas hoch gegriffen.

wieder zu gedenken ist. Die Mittel, woher derselbe erworben wird, sind vornehmlich Kenntniß der Regeln des Schönen oder die Kritik, ein langwieriger Umgang mit dem Schönen in dem Felde des Styles oder der Gebrauch der klassischen Schriftsteller, und eine fortgesetzte Übung. (Adelung 1785, S. 357f.)

Wenn sich so die Anforderungen des Geschmacks zumindest verbal noch in sein Konzept des regelgeleiteten Lernens einbauen lassen, so tut sich Adelung mit einem anderen Kernbegriff der empfindsamen Aufklärung und der Sturm-und-Drang-Epoche, in der er ja lebt, wesentlich schwerer. Er wendet ihn daher auch lange kritisch hin und her: Es ist das der Begriff des Genies. Auch für ihn und seinen Gebrauch ist in der deutschen Tradition nicht zuletzt Gellert zuständig. Was hier eine ganze Epoche des Deutschen prägen wird, hat bei Adelung als einem praktisch gesinnten Aufklärer einen ganz anderen Stellenwert: Das Genie als eine erhöhte Begabung, die nicht auf die eigentliche Vernunft zurückgeführt werden kann, gehört dabei zu den unteren Kräften des Menschen, die man zur Dichtung brauche, aber eben nicht zu den Kräften des Verstandes, die nach Meinung einer rationalistischen Aufklärung den Menschen erst eigentlich kennzeichneten. Genie ohne Regel zudem, hält er für nichts:

Ein rechtschaffener Geschäftsmann von den zu seinem Amte nöthigen Fähigkeiten ist der bürgerlichen Gesellschaft unendlich brauchbarer als zehn Genies, deren Gegenstand immer nur das Angenehme ist. (Adelung 1785, S. 358)

Er versucht dann, den nach seiner Meinung nach erlernbaren Geschmack als etwas Positives gegen das Genie als letztlich etwas Dekadentes auszuspielen:<sup>33</sup>

Wiefern regellose Stücke schön sind?

§ 7 Diese Frage würde sich zu anderen Zeiten ein jeder selbst beantwortet haben, allein jetzt, da alles, was das wahre Schöne betrifft, so sehr verkannt wird, muß ich noch einen Augenblick dabey stehen bleiben. Producte, welche

<sup>33</sup> Vgl. im Gesamtkontext folgende Einschätzung Georg Christoph Lichtenbergs: „Allein mich dünkt, da das menschliche Leben so sehr kurz ist, und uns nur Weisheit, Tugend und zum Vergnügen so viele Wege offenstehen, so täten diese Menschen besser, sie läsen den seligen Gellert, der auf eine Weise für Deutschland geschrieben hat, deren Wert man über jetziger Genie-Seherei und Genie-Fliegelei, die eine so viel über, als die andere unter der Linie der Schönheit und Wahrheit weg, fast zu verkennen anfängt; Gellert, der eben deswegen ein großer Mann war, weil er allen Ständen ohne Kommentar verständlich ist, und ohne eines andern als seines eignen großen und unsterblichen Geistes Zutun zugleich unterrichtet, bessert und vergnügt.“ (Lichtenberg 1967-1972, Bd. III, S. 306).



von den Gesetzen des absoluten Schönen abweichen, nennet man irregulär oder regellos. Homers Epopeen, Shakespears Schauspiele sind irregulär, weil in beyden gar oft und sehr wider die Regeln des allgemeinen Schönen gestündigt wird [...] Shakespeare ist wegen seinem meisterhaften Darstellung der Charaktere, wegen seiner treffenden und feinen Beschreibungen und Wege des Ausdrucks der Leidenschaften schätzbar, aber gewiß nicht wegen der unnatürlich langen Dauer seiner Handlung, wegen der widerwärtigen Vermischung des Komischen und Tragischen und wegen seines [...] Witzes [...]. Wenn das kein Beweis des verwilderten Geschmacks ist, so weiß ich nicht, was es sonst sein soll. (Adelung 1785, S. 401f.)

Diese Stelle, die ja nicht den längst toten Shakespeare, sondern Adelungs Zeitgenossen treffen sollte – Wieland hatte ja gerade Shakespeare übersetzt –, zeigt erstens, dass Adelung der Wirkung der Schriftsteller für die allgemeine Sprachentwicklung nicht viel zutraut, da er sie in ihren Fähigkeiten den unteren Bereichen des Menschen zuordnet. Dass er damit auch unter seinen spätaufklärerischen Zeitgenossen relativ allein steht, dass er damit als später Gottschedianer gelten kann, belegt diese Stelle dadurch sehr schön, dass er sich hier ja nicht nur mit seinen Sturm-und-Drang-Zeitgenossen als Verehrern Shakespeares anlegt, sondern eben mit dem zu Recht als spätaufklärerisch empfindsam wahrgenommenen Wieland.

Es gäbe eine Reihe weiterer Punkte, die Adelungs ambivalente Stellung her von einer Gottsched'schen Rhetorik hin zu einer empfindsamen Stilistik kennzeichnen. So hat Claudia Kestenholz (1994) im Zusammenhang eines Artikels über Carl Philip Moritz einiges zu den entsprechenden Denkmustern Adelungs ausgeführt:

Adelungs Stilistik gibt exemplarisch, was Moritz verwirft: nämlich eine detaillierte Klassifikation der verschiedenen Stilarten, die einzeln charakterisiert werden; die Wertung operiert mit den von Moritz ins Lächerliche gezogenen Kategorien, z.B. der höheren und der niederen Schreibart; andererseits verweist Adelung immer wieder auf Grundwerte des Stils wie Einfachheit, implizite Sachkenntnis, edle Einfalt, denen auch Moritz das Wort redet. (Kestenholz 1994, S. 75)

So ist bei Adelung auffällig eine relative Fortschrittlichkeit der theoretischen Ausführungen, die sich in seinem Sensualismus zeigt, auch in der grundsätzlichen Annahme, dass das klare Denken die Voraussetzung für ein klares Sprechen sei, und dass man jemandem, der nicht klar denken könne, auch nicht beibringen könne, klar zu sprechen – er versucht es dann aber trotzdem.

## 2.5 Adelungs allgemeine Stilvorgaben

Was eigentlich positiv einen guten Stil ausmacht, wird im Einzelnen kaum dargestellt, hauptsächlich gibt es zu kritisierende Beispiele. Eine bemerkenswerte Verschiebung ist, dass die jetzt angemessene Sprache kein Werk der Schriftsteller sei, sondern ihrer gebildeten, sachorientierten Benutzer (in den oberen Klassen). Die Sprache des eigentlichen Volkes,<sup>34</sup> zeitgemäß Pöbel genannt, ist auf keinen Fall hochsprachfähig, wenn auch hier Adelung bezüglich Obersachsens einschränkt:

Das Volk ist hier zwar nicht so sehr Volk, als in anderen Provinzen, aber gegen das Ganze ist es doch immer Volk, und seine Sprache muß daher immer ihr eigenes Rohes und Ungeschlachtetes haben. (Adelung 1785, S. 57)

Was die Sprachrichtigkeit angeht, so konstatiert Adelung pauschal: „Sprachrichtig ist, was den Regeln gemäß ist.“ (S. 64). Ein schöner Satz. Hauptkorrekturmerkmal in Zweifelsfällen sind die Analogie und der Sprachgebrauch, allerdings gebe es hier keine Mehrheitsentscheidungen gegen das Obersächsische (Adelung 1785, S. 71):

Ein Beispiel mag den Satz deutlich machen. Gellert ist unstreitig einer der reinsten und sprachrichtigsten Schriftsteller und dennoch ist er nicht frei von mancherley Fehlern und Nachlässigkeiten. Man findet bei ihm krank sehen für krank aussehen sehr häufig den Conjunktiv statt des Indicatives, wisse, daß Gelehrsamkeit ohne Tugend – weder für dich noch die Welt Glück sei, Verbeißung des mildernden e, gelind seyn, streng leben und ähnliche Fehler mehr. Diese werden bloß darum Fehler, weil sie wieder den herrschenden Sprachgebrauch der obern Classe Ober=sachsens und folglich auch der meisten und besten Schriftsteller sind, welche diesen Nahmen insofern verdienen, als sie einen Gebrauch bilden. (Adelung 1785, S. 76)

Man sieht den Zirkel der Argumentation: Bester Schriftsteller kann nur sein, wer so schreibt wie Adelung das für gut hält, und damit hat Adelung eigentlich schon im Voraus definiert, wen er für einen guten Schriftsteller halten will, nämlich den, der so schreibt, wie er es für gut hält. Und außerdem zählen die Schriftsteller nicht.

### 2.5.1 Die Messlatte

Für einen guten Text brauche es nicht nur die Anwesenheit eines gewissen Verstandes, sondern seine Vollständigkeit, deren erste Stufe eine grammatische Vollständigkeit sei (Adelung 1785, S. 135), daneben aber auch eine

<sup>34</sup> Dazu Shimizu (2004).

logische und eine ästhetische (Adelung 1785, S. 138). So recht zeigt sich der Verstand erst in der regelmäßigen Üblichkeit, wie sie Adelung zu beschreiben sucht. Weitere Punkte dienen der Stützung regionaler Vorlieben, so fehle es den oberdeutschen Mundarten wegen des Überflusses an Silben an Präzision, dagegen habe das Obersächsische von Hause aus den gewünschten Wohlklang, was sich unter anderem an dem bereits angesprochenen mildernden „e“ zeige. Lediglich auf der Ebene des Wohlklangs wird auch für diese vorbildliche Sprache ein Wechsel zwischen langen und kurzen Sätzen gefordert.

### 2.5.2 Stilistik und Rhetorik: der mittlere Stil

Nach allem, was wir bisher gehört haben, muss es Adelung eigentlich um die Entwicklung einer angemessenen mittleren Prosa-Stilform gehen, auf sie läuft die Entwicklung eigentlich zu. Das ganze Getöse um den höheren und niederen Stil, die ja beide eigentlich nicht so recht vernunftgemäß sind, lenkt davon nur ab. Paradigmatisch ist dafür die Auseinandersetzung des Kanzley-Stils, den nicht zuletzt die aufgeklärten Kameralisten vom Typ Justi oder Moser praktisch unter Beschuss genommen hatten und den auch Gottsched wegen des Mangels an Verstand schon kritisiert hatte.<sup>35</sup>

Genauer gesagt benennt Adelung diese Stilform, die er insgesamt dem mittleren Stil zurechnet (Adelung 1785, S. 68f.) als „Kanzeley=oder Curial= Styl“, das heißt es geht einerseits um den Hofstil und andererseits um den Gerichtsstil. Unangesehen dieser Unterteilung erfordere der Kanzleistil insgesamt „einen hohen Grad an Würde und Ernst [...], welcher alles niedrige, vertrauliche u.s.f. schlechterdings ausschließet“ (Adelung 1785, S. 70). Dabei ergeben sich angesichts der Sachverhalte, die in diesem Stil behandelt werden, zwei praktisch einander widersprechende Anforderungen, nämlich Deutlichkeit auf der einen und Bestimmtheit auf der anderen Seite. Deutlichkeit betrifft die Frage der Durchsichtigkeit;<sup>36</sup> unter Bestimmtheit ist der Versuch zu verstehen, durch mehr und mehr Erläuterungen bis zu jenem Punkte zu kommen, dass keine Missverständnisse beim Leser mehr aufkommen könnten. Dadurch sei auch die ansonsten geltende Anforderung der reinen Verständlichkeit, die Anforderung der edlen Einfalt des Stils zu relativieren. Beim Gerichtsstil sei das durch die gesellschaftlichen Beschränkungen des Orts und durch die Komplexität der Sachverhalte vorgegeben, beim Hofstil in Sonderheit durch die Anforderungen der „Courtoisie“ – man kann in diesen formellen Zusam-

<sup>35</sup> Vgl. Eichinger (1991, v.a. S. 57-64).

<sup>36</sup> Zur Bedeutung wie Wandelbarkeit dieses Konzepts siehe Reichmann (1992).

menhängen nicht einfach „natürlich“ reden, wie man wolle. Auch sei in solchen Zusammenhängen der Gebrauch der „aufrechtlichen Kunst“ (Adelung 1785, S. 76), also einer jeweiligen juristischen Terminologie nicht zu vermeiden, sondern sogar ein Signal der Angemessenheit.

Wenn man der Sache im Einzelnen nachgeht, kann man sehen, dass die Rettung eines entschlackten Kanzley-Stils für Adelung eine zentrale Rolle für den eigenständigen Charakter von Schriftlichkeit spielt. Er ist, was ein erheblicher Gewinn an Einsicht ist, der aber durch allerlei rhetorischen Müll verschüttet wird, der Überzeugung, dass Schriftsprachlichkeit ihren eigenen Grad an Komplexität verlangt.

### **3.        Adelungs Wirkung und Bedeutung**

Bei all dem sieht man aber auch, dass Adelung kein stilistischer Neuerer ist. Vielmehr zieht er die Summe dessen, was an der bisherigen Praxis als positiv zu sehen ist, und will das als adäquate schriftsprachliche Ausdrucksweise erhalten sehen. Wenn auch die bewusste Betonung von Schriftsprachlichkeit bedeutsam ist, erscheint die Gesamtposition als unzeitgemäß. So bleibt sie zu der Zeit, zu der er seine Bücher veröffentlicht, schon nicht mehr unwidersprochen. Carl Philip Moritz, ein unmittelbarer Zeitgenosse, setzt sich schon im Jahr 1792 kritisch mit Adelungs Position auseinander; in einer kurzen Schrift mit dem Titel „Soll die Mode auch in der Sprache herrschen“ geht er im Wesentlichen mit Adelungs Empfehlung ins Gericht, den Kanzleistil, der ja wie gerade gezeigt, der Würde der Sache angemessen sei, allmählich weiter zu entwickeln und ihn nicht abzulösen. Im Unterschied zu den zitierten Courtoisie-Gedanken Adelungs betont Moritz, dass gerade hier, wo das Wort „in das wirkliche Handeln übergeht“ eine Berufung auf Richtigkeit und natürliche Angemessenheit das einzig angemessene Kriterium darstelle, da alles andere die nötige Klarheit der Ausdrucksweise in diesem Zusammenhang verdunkle. Moritz wird dann in voller Konsequenz fordern, was ja auch Adelung theoretisch schon sagt: Jede Sachprosa habe im Prinzip der Forderung der „edlen Einfalt“ zu genügen – er wird sogar das Ästhetik-Kriterium des Geschmacks für solche Texte zugunsten der Klarheitsanforderung aufheben. Das ist dann nicht mehr die Weiterentwicklung der Summe der rhetorischen Tradition unter stilistisch-bürgerlichen Vorzeichen, sondern das ist der Beginn einer Stilistik für eine neue Gesellschaft. Moritz mag der erste sein, der das konsequent durchgestaltet hat, er – unter anderem Rhetoriklehrer der Humboldts – liegt aber, wenn man so will, im Trend der Zeit.

Adelungs Stilistik ist eine große Systematisierungsleistung all dessen, was im Laufe der ersten sechzig Jahre des 18. Jahrhunderts in grammatischen und stilistisch-rhetorischen Kenntnissen zusammengetragen worden war. Dabei ist er nicht nur Kompilator, sondern ein selbstständig ordnender Kopf, der mit dem Ordnen Neues schafft. Praktisch prägen seine Werke auch jene Autoren entscheidend, die seine Gegner sein werden: Adelung wird auf Jahrzehnte hinaus die Gewährsperson für grammatische und stilistische Fragen bleiben.

Dennoch sieht man, dass er den Entwicklungen einer zu seiner Zeit modernen empfindsamen Bürgerlichkeit, ihren sprachlichen Gestaltungsweisen fremd bleibt, fremd bleiben muss, ja mehr noch der gerade kommenden Romantik und sogar schon der ihrer Individualität wohl bewussten deutschen Klassik.

Seine Leistung gehört dem 18. Jahrhundert zu – was immerhin ein Lob für das 18. Jahrhundert ist.

## **4. Literatur**

### **4.1 Verzeichnis der Primärquellen**

Adelung, Johann Christoph (1782 [1971]): Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig. [Neudr. d. Ausg. 1782. Hildesheim/New York].

Adelung, Johann Christoph (1785 [1974]): Üeber den Deutschen Styl. Drei Theile in zwei Bänden. Berlin. [Repr. d. Ausg. 1785. Hildesheim].

Adelung, Johann Christoph (1796 [1970]): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. II. F-L. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig. [Neudr. d. 2. Aufl., Bd. 2, 1796. (= Documenta Linguistica. Reihe II: Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts). Hildesheim/New York].

Aichinger, Carl Friedrich (1754 [1972]): Versuch einer teutschen Sprachlehre. Frankfurt a.M./Leipzig. [Repr. d. Ausg. 1754, mit einem Vorwort von Monika Rössing-Hager. (= Documenta Linguistica, Reihe V). Hildesheim/New York].

Campe, Joachim Heinrich (1807-1811 [1969/79]): Wörterbuch der deutschen Sprache. Erster bis Fünfter Theil. Braunschweig. [Repr. d. Ausg. 1807-1811. Hildesheim].

Fulda, Friedrich Karl (1773): Über die beiden Hauptdialekte der teutschen Sprache. Leipzig.

- Gellert, Christian Fürchtegott (1751): Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig.
- Goethe, Johann Wolfgang v. (1889 [1987]): Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 27. Bd.: Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil. Weimar. [Fotomech. Nachdr. d. Ausg. 1889. München].
- Gottsched, Johann Christoph (1736): Deutsche Redekunst. Leipzig.
- Gottsched, Johann Christoph (1748 [1762]): Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst. Leipzig. [Hier zit. nach der 5. Aufl. von 1762].
- Gottsched, Johann Christoph (1753): Kern der deutschen Sprachkunst. Aus der ausführlichen Sprachkunst Herrn Prof. Gottscheds, zum Gebrauche der Jugend, von ihm selbst ins Kurze gezogen. Leipzig.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob v. (1758): Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart und allen in den Geschäften und Rechtssachen vorkommenden schriftlichen Ausarbeitungen. Leipzig.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1759): Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hr. R. Heinz über des Hr. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey. In: Briefe, die Neueste Litteratur betreffend, 1759, S. 269-284.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1967-1972): Schriften und Briefe. Hrsg. v. Wolfgang Promies. 6 Bde. München.
- Moritz, Carl Philipp (1792): Soll die Mode auch in der Sprache herrschen? In: Deutsche Monatsschrift. 1793, 2, S. 221-222.
- Moritz, Carl Philipp (1793-94): Vorlesungen über den Styl. Berlin.

#### 4.2 Verzeichnis der Sekundärquellen

- Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hg.) (1985): Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung. Berlin.
- Blackall, Eric A. (1966): Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700-1775. Mit einem Bericht über neuere Forschungsergebnisse 1955-1964 von Dieter Kimpel. Stuttgart.
- Brekke, Herbert E. et al. (Hg.) (1992-2005): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts: die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibungen ihrer Werke. 8 Bde. Tübingen.
- Brückner, Dominik (2003): Geschmack. Untersuchungen zu Wortsemantik und Begriff im 18. und 19. Jahrhundert. Gleichzeitig ein Beitrag zur Lexikographie von Begriffswörtern. (= *Studia Linguistica Germanica* 72). Berlin/New York.

- Dengler, Walter (2003): Johann Christoph Adelungs Sprachkonzeption. (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1866). Frankfurt a.M. u.a.
- Eichinger, Ludwig M. (1989): Gespräche über die Sprache. Gemeinsam mit Claire Lüsebrink. In: Schlieben-Lange, Brigitte (Hg.): Fachgespräche in Aufklärung und Revolution. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 47). Tübingen, S. 197-240.
- Eichinger, Ludwig M. (1990): Von der Hochsprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert. In: *Wirkendes Wort* 40, S. 74-94.
- Eichinger, Ludwig M. (1991): Eintübung in die Bürgerlichkeit: Form und Funktion der Redeweisen über Recht, Wirtschaft und das Staatswesen im 18. Jahrhundert. In: Müller, Bernd-Dietrich (Hg.) (1991): *Interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. (= Studium Deutsch als Fremdsprache – Sprachdidaktik 9). München, S. 53-70.
- Eichinger, Ludwig M. (1992a): Carl Friedrich Eichinger. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 1, S. 52-58.
- Eichinger, Ludwig M. (1992b): P. Placidus Amon. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 1, S. 72-74.
- Eichinger, Ludwig M. (1992c): Franz Josef Bob. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 1, S. 286-290.
- Eichinger, Ludwig M. (1994a): Friedrich Karl Fulda. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 3, S. 173-192.
- Eichinger, Ludwig M. (1994b): Johann Christoph Gottsched. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 3, S. 281-307.
- Eichinger, Ludwig M. (1996a): Regionalität als Kategorie der Sprachwissenschaftsgeschichte. Sprachwandel und Sprachwissenschaftswandel. In: Brekle, Herbert E./Dobnig-Jülch, Edeltraud/Weiß, Helmut (Hg.): *A science in the making*. Münster, S. 197-219.
- Eichinger, Ludwig M. (1996b): (Otto Friedrich) Theodor Heinsius. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 4, S. 160-181.
- Eichinger, Ludwig M. (1998a): Karl Philipp Moritz. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 6, S. 199-240.
- Eichinger, Ludwig M. (1998b): Johann Nast. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 6, S. 303-314.
- Eichinger, Ludwig M./Naumann, Bernd (Hg.) (1988): Johann Andreas Schmeller und der Beginn der Germanistik. Akten der gleichnamigen Tagung in Tirschenreuth, 26.-28. September 1985. München.
- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 312). Frankfurt a.M. [Neuausg. d. Erstaufl. 1935].

- Gardt, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert.* Berlin/New York.
- Gerken, Anna Barbara (1990): *Die sprachtheoretische Differenz zwischen Gottsched und Gellert.* Frankfurt a.M.
- Haller-Wolf, Angelika (1987): *Die Liebhaber der Wahrheit. Bemerkungen zu einem bisher unbekannten Kritiker des Grammatikers Johann Jakob Hemmer.* In: *Sprachwissenschaft* 12, S. 220-233.
- Jellinek, Max Hermann (1913-14): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung.* 2 Bde. Heidelberg.
- Kaiser, Claudia (1996): „Geschmack“ als Basis der Verständigung. Chr. F. Gellerts Brieftheorie. Frankfurt a.M. u.a.
- Kestenholz, Claudia (1994): Karl Philipp Moritz. Eine Theorie des bildlichen Sprechens. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.) (1994): *Karl Philipp Moritz. Literaturwissenschaftliche, linguistische und psychologische Lektüren.* Tübingen/Basel, S. 55-76.
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität.* Frankfurt a.M.
- Matzel, Klaus (1992): Heinrich Braun. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 1, S. 325-332.
- Naumann, Bernd (1992): Johann Christoph Adelung. In: Brekle et al. (Hg.) (1992-2005), Bd. 1, S. 16-42.
- Praz, Mario (1988): *Im Garten der Sinne. Ansichten des Manierismus und des Barock.* Frankfurt a.M.
- Reichmann, Oskar (1992): Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Burger, Harald/Haas, Alois M./Matt, Peter v. (Hg.): *Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache.* Berlin/New York, S. 448-480.
- Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (1980): *Historisches Wörterbuch der Philosophie.* Bd. 5. Basel.
- Schiewe, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch.* (= Reihe Germanistische Linguistik 167). Tübingen.
- Shimizu, Akira (2004): „Wilde Völker werden gesittet“ – Zu Johann Christoph Adelungs Begriff „Volk“. In: *Hitotsubashi Journal of Arts and Sciences* 45, S. 21-28.
- Strohbach, Margrit (1984): *Johann Christoph Adelung. Ein Beitrag zu seinem germanistischen Schaffen mit einer Bibliographie seines Gesamtwerkes.* (= *Studia Linguistica Germanica* 21). Berlin/New York.